

Aus den Tagebüchern des jungen Ernst Gagliardi

Autor(en): **Stadler, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **94 (1974)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus den Tagebüchern des jungen Ernst Gagliardi

Der Zürcher Historiker Ernst Gagliardi (1882–1940) hat ein sehr konzentriertes Lebenswerk hinterlassen. Seine Bücher, gleichermaßen durch monumentalen Stoffreichtum wie durch künstlerische Sensibilität der Darstellung gekennzeichnet, sind bis heute unentbehrlich geblieben. In ihnen offenbart sich ein Autor von ungewöhnlicher Kultur und reicher Assoziationsfähigkeit, ein Darsteller von behutsamem, manchmal aber auch sehr dezidiertem Urteil. Das Bedürfnis, mehr über den Menschen Gagliardi zu erfahren, mag sich bei manchem seiner Leser eingestellt haben. Es fehlt nicht ganz an Literatur: ausser einigen Nekrologen und der schönen Grabrede von Ernst Howald wäre die sympathische Biographie zu nennen, die sein Schüler Georg Hoffmann schon wenige Jahre nach seinem Tode erscheinen liess¹. Die wohl feinste Charakterisierung ist Carl J. Burckhardt in einem Brief an Hugo von Hofmannsthal vom 22. August 1921 gelungen (Briefwechsel, S. 63 f. Vgl. auch seinen Beitrag im «Buch der Freunde für J. R. v. Salis zum 70. Geburtstag», Zürich 1971).

Der geistige Werdegang des jungen Gagliardi widerspiegelt sich in seinen Tagebüchern. Sie sind im Original nicht mehr vorhanden. Eine Abschrift fertigte lange nach Gagliardis Tod sein Berliner Studienfreund Johannes Sievers (1880–1969) an, Kunsthistoriker und später hoher Beamter der preussischen Kunstverwaltung, der mit Gagliardi zeitlebens in brieflichem Kontakt blieb. Ein Durchschlag dieser Maschinenabschrift befindet sich in der Zentralbibliothek Zürich (Nachlass E. Gagliardi 18). Die vorhandenen Aufzeichnungen beginnen mit dem 23. Mai 1899 und enden im März 1903. Es handelt sich also um Notizen eines 17–21jährigen; zuerst des Zürcher Gymnasiasten, dann des Studenten in München, Zürich und schliesslich in Berlin. Am Anfang stehen durchaus literarische und künstlerische Interessen; die Zuwendung zur Historie erfolgt nur zögernd

¹ Georg Hoffmann, Ernst Gagliardi 1882–1940. Sein Leben und Wirken, Zürich 1943.



Der junge Gagliardi

(aus G. Hoffmann, Ernst Gagliardi, 1882–1940,
mit freundlicher Erlaubnis des Verlages Orell Füssli)

und nach Überwindung innerer Widerstände. Der Stoffreichtum der Geschichte erscheint dem Werdenden als Last und verlockt doch auch zu gestalterischer Bewältigung. Die Reflexionen sind im übrigen eher frühreif als jugendlich. Sie sind auch nicht einseitig retrospektiv, sondern — wie Äusserungen über Gerhart Hauptmann, Stuck, Klinger und Richard Strauss bezeugen — durchaus auf der Höhe der damaligen Gegenwart. Nach einer noch etwas konventionell anmutenden Huttenbegeisterung differenziert sich das Urteil schon bald und gewinnt auch an wertender Prägnanz. Der junge Gagliardi erscheint als unermüdlicher Leser, als leistungsbewusster Geniesser von Kunstwerken und Landschaften — sein Verhältnis zu Menschen dagegen ist, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auf Distanz angelegt.

Tagebücher aus späteren Jahren muss es gegeben haben; Georg Hoffmann zitiert noch vereinzelte Sätze daraus. Doch sind sie heute verschollen. Wir bringen im folgenden einige ausgewählte Abschnitte aus den Jugendtagebüchern. Längere, z.T. interessante Aufzeichnungen — etwa über den Wert des Unterrichts in alten Sprachen an Gymnasien — konnten aus Raumgründen nicht aufgenommen werden. Wir danken der Zentralbibliothek Zürich für die Erlaubnis zur Wiedergabe.

TAGEBÜCHER

23. Mai 1899

C. F. Meyer, Huttens letzte Tage begonnen. Ganz erfüllt von dem mächtigen Bild eines mächtigen Mannes, dessen Seelenstimmungen, vom heiligen Kampfeszorn gegen Pfaffentrug und fremde Tyrannei bis zur müden Resignation des Siechen, Kummerbeladenen uns auf's lebendigste und ergreifendste vor Augen treten. Der «Hutten» und Kellers «Ufenau» haben mir das lebhafteste Verlangen erweckt, die liebliche Insel, in ihrer unentweihten Einsamkeit, vom Wellengeplauder umschmeichelt, zu besuchen. Wenn's das Wetter erlaubt, vielleicht Sonntags.

In der Griechischstunde die erste Bekanntschaft gemacht mit Hermann Grimms «Homer», den ich mir für baldiges Studium ins Auge gefasst habe.

20. Juni 1899

«Die letzte Reckenburgerin» von Louise von François. Kein unterhaltender Roman, etwas veraltet, befasst sich ja mit Zuständen, die uns heute nur mehr schwer geniessbar. Doch das Leben, das er ausströmt, so stark, dass wir die wärmsten Sympathien empfinden für die kluge, herzenswarmer Frau, die ihn geschrieben.

Während ich schreibe, haftet der Blick an Michelangelos David. Welch herrlicher, gegliederter Jünglingskörper! Die Körperbildung dieses Kolosses scheint mir alles zu übertreffen, was antike und moderne Kunst ähnliches geleistet haben. Man vergleiche einmal die schematische Formensprache von Polyklets Doryphoros mit diesem Gedicht auf die Schönheit des Menschenleibes! Welch göttliche Ruhe liegt in der Stellung allein dieses gelassen den Moment abwartenden Heroen, welch ein Gegensatz zwischen dieser Vornehmheit, diesem stillen Adel der Haltung und dem rasenden, die Zähne zusammenbeissenden Raufbold, den uns Bernini schildert, an dem jede Fiber zu zucken scheint! — Und bei Michelangelo die grosse, gehaltene, monumentale Ruhe, die einfache, grossartige Natur ohne irgendwelche Zutat, bei Bernini das phrasenhafte Beiwerk der Leier und des Schwerts und Harnisches... Dieser Gegensatz allein erzählt uns die ganze Entwicklungsgeschichte von der Renaissance vom Anfang des 16. Jahrhunderts bis zum Barock, deutlicher als die beste Kunstgeschichte es vermöchte.

2. Juli 1899

Gerhart Hauptmanns «Hannele». Das Armenhaus mit seinen Insassen, auf der Grenze zwischen Vieh und Mensch, abscheulich wahr.

Das verängstigte Kind, das in den halb zugefrorenen Teich springt, eine erschütternde Mahnung. Bei einer lebenswahren Aufführung muss die Wirkung furchtbar sein. Der Blick in diesen scheusslichen sittlichen Abgrund.

Das Hannele ist ein wundersames Gemisch von Unschuld des Kindes und erschreckender Frühreife.

Nur noch ein schwaches, flackerndes Lichtlein, das der leiseste Luftzug auslöscht, ein mitleidwürdiges Geschöpfchen. Der erste Teil etwas ganz Unvergleichliches, der zweite bringt nichts Neues, er schwächt im Ganzen bloss den empfangenen Eindruck. Das Kind träumt ja nur, was es nach der Meinung der aufgeklärten Wissen-

schaft träumen kann. Aber dadurch erfahren wir nichts Neues. Der Traum könnte den Rahmen bilden für eine beseelgende Lehre vom Jenseits, der Erlösung, die dem Armen sein Recht werden lässt, nicht bloss das Kinderparadies, wie es Hauptmann hier geschildert. — So erschüttert der erste Teil, der zweite enttäuscht.

4. September 1899

Erstes Mal im Theater², bei der Duse. «La Signorina dalle Camellie». Das ist nun wirklich das Höchste, was man sich an Natürlichkeit wünschen kann. Und eine Natürlichkeit mit Mass, nie die Grenzen überschreitend, ästhetisch immer rein wirkend. Besonders in der Sterbeszene, die Sarah Bernhardt viel mehr ausführen soll. Der Gesamteindruck erschütternd und nie verletzend. Und dann das vollendete Zusammenspiel der im Übrigen recht guten Truppe, wie man's auf deutschen Theatern nicht oft findet.

Ich komme immer wieder auf die Mimik der Duse zurück. In einem Akt scheint sie um 10 Jahre zu altern.

9. September 1899

Dreyfuss verurteilt. Das Urteil ist ein Kompromiss von empörender Feigheit.

2. Oktober 1899

Die herrliche «griechische Kultur» von Burckhardt³. Man muss sich freilich hineinlesen, bis man den herrlichen Geist darin empfinden lernt. Ich lese vorher immer einen homerischen Gesang zur Vorbereitung. Der grösste Teil ist mir ganz neu, zum Beispiel wie der Mythus noch im Volk lebte und Blüten trieb. Darum hat er auch die bildende Kunst so herrlich befruchtet und ist nicht wie, wenn man heute seine Gestalten bildet, ein mühsames Zurückgehen und sich Entfernen vom Leben. —

Man muss das Buch nicht mit dem nachrechnenden Verstand, sondern mit der Empfindung lesen. Drum hat es mir auch beim ersten Mal soviel Mühe gemacht, und drum ist Homer die beste Vorbereitung dazu.

² Auf die anlaufende Spielzeit bezogen.

³ Jacob Burckhardts «Griechische Kulturgeschichte» wurde eben damals aus dem Nachlass herausgegeben.

Wie er beweist, dass die Griechen auch im Anfang nie ein einheitliches Staatengebilde formiert haben, sondern die Vielheit von Anfang an vorhanden war, beweist mir aufs neue die Richtigkeit meiner Ansicht von der Entstehung der Ilischen Kämpfe und der Unrichtigkeit der Meinung, dass die vereinigten griechischen Völker gegen Troja gezogen, sondern, dass es eine einzelne Dynastie war.

Burckhardt zieht die Resultate nie selbst, er lässt sie vom Leser ziehen, und weil das an modernen Schriftstellern so ungewohnt ist, ist es so schwierig, den richtigen Standpunkt für die Lektüre zu gewinnen.

7. Oktober 1899

Heute Abend mit dem 1. Band der Griechischen Kulturgeschichte fertig, der im ganzen die divergierenden Elemente der griechischen Kultur, das sich gegenseitig Bekämpfende darstellt, während der 2. das Zusammenhaltende und Abgrenzende gegenüber der übrigen Welt behandelt. Ich hätte Lust, einige Bücher von Herodot zu lesen.

18. Oktober 1899

Im Künstlerhaus ist mir heute der Gedanke an eine absolute Kunst, eine absolute Malerei und Plastik gekommen, wie es eine absolute Musik, ohne poetische Ingredienzien gibt. So geht zum Beispiel Wölfflin in seiner «klassischen Kunst» den Elementen von absoluter Kunst in den Werken des Cinquecento nach, losgelöst vom Gegenständlichen und geistigen darin. Die Moderne, die Sezession, scheint mir, betont dies absolut Künstlerische wieder am stärksten, und darin liegt vielleicht gerade das Neue und Befremdende für die Anhänger des Alten, das so sehr am Gegenstand klebte. Wir fragen heute viel weniger nach diesem, als wie das Betreffende dargestellt ist, der schönen Linie, der Form, die das Motiv erhalten. Den Meisten ist das heute noch ungewohnt, und darum die hilflosen Gesichter. So soll die Kunst heute auch keine Wirklichkeitsschilderei mehr sein, sondern die Wirklichkeit jederzeit der höhern Rücksicht, der schönen Wirkung opfern. Freilich nicht in der Weise, wie es oft von Theebrettmalern geschieht, dass alle Farben abgeschwächt und in einem allgemeinen farblosen Ton verschwimmen, aber so, dass um der harmonischen Farbenwirkung ein Gegenstand auch eine andere Farbe bekommt, als er in Wirklichkeit vielleicht besitzt.

2. November 1899

In der Neuen Zürcher Zeitung hat heut ein ziemlich einfältiger Feuilleton gestanden über das Fehlen grosser schweizerischer Dramatiker, trotz des grossen Interesses für Geschichte(!)⁴

Mir scheint, die Schweiz hat keinen Dramatiker hervorgebracht, zum grössten Teil darum, weil sie das politisch fortgeschrittenste Land Europas ist. Der Einzelne hier viel mehr am Staat betätigt, interessiert, die Gesetze, die er hat machen helfen, liegen ihm viel mehr im Blute. Und wie verderblich ist der Polizeistaat dem Drama mit seiner Leidenschaft! Die Gesetze, die das Individuum von allen Seiten einengen, gestatten ihm ja lange nicht in der Masse sich auszuleben, wie es einst möglich gewesen. So ist dem Durchschnittsmenschen die Tragödie der Leidenschaften etwas Fremdes, um so fremder, je mehr er sich dem Staat und seinen Forderungen fügt. Keller ist vielleicht der höchste Typus des Schweizers von heutzutage, sofern er Schweizer bleibt (C. F. Meyer ist es viel weniger): Nun betrachte man aber seine Dichtung, und man wird sehen, wie wenig starke Leidenschaft in ihr herrscht, wie ruhig und bürgerlich seine Gestalten fast ausschliesslich erscheinen. Es wäre absolut unmöglich, aus Romeo und Julia auf dem Dorfe eine Tragödie zu machen. Das spezifisch Dramatische, Leidenschafterfüllte, das Shakespeares Drama innewohnt, hat sich hier ganz in den Hintergrund gestellt und andern Motiven Raum gelassen.

Wenn ein Schweizer zum Dramatiker geboren war, so ist es Meyer gewesen, und ich bin der festen Überzeugung, dass er es war. Aber wie wenig ist an Meyer Schweizerisches!

Dass kein schweizerisches Volksschauspiel sich hat bilden können, hat gewiss zum grossen Teil Schillers Tell verschuldet.

28. Dezember 1899

Stuck gehört mit Klinger, Thoma und Böcklin zu den Künstlern, die uns von der absoluten Herrschaft des Naturalismus befreit haben, jenes Naturalismus, der als Grundgesetz aller Kunst den Satz proklamierte, dass alles, was wir nicht mit Augen wahrnehmen können,

⁴ Das nicht namentlich gezeichnete Feuilleton im Morgenblatt der NZZ vom 2. November 1899 (Nr. 304) handelte «Über neuere schweizerische dramatische Literatur». Der Autor (wohl Hans Trog) schloss mit der Feststellung: «Nach dem bisherigen epischen Verlauf und Charakter unserer Geschichte ist die Schweiz in das dramatische Zeitalter getreten».

was wir nicht fühlen oder hören, aus dem Gesichts- und Darstellungskreis derselben zu verweisen sei. Mit einer mächtigen, ursprünglichen Phantasie begabt, hat vor allem Böcklin das oberste Gesetz, die schöne Wirkung, die Farbe und den poetischen Stimmungsgelhalt verkündet. Neben den genannten Künstlern nimmt Stuck als der Jüngste doch den Ruhm einer eigenen, bedeutenden Persönlichkeit in Anspruch. Er verdankt Böcklin unendlich viel, in erster Linie, dass er ihm die Bahn freigemacht: ohne Böcklin wäre Stuck, wenn nicht völlig unbekannt, so doch im heftigsten Kampf mit den hergebrachten Autoritäten. Er hat von Böcklin die Geistesrichtung, die Neigung für das Phantastische, das Fabelhafte und Symbolische: durch Böcklin beeinflusst ist auch die mächtige Entfaltung der Farbe in seinen Werken, die Zurückdrängung des Zeichnerischen und Anekdotischen, wie es seit seinem Wirken die Neuzeit charakterisiert. Stuck ist gewiss in seiner künstlerischen Physiognomie weit enger, eingeschränkter als Böcklin; er ist gewissermassen ein Ausfluss desselben, die Ausgestaltung und Ausbildung eines Wesenteiles von Böcklin: eine eigenartige Persönlichkeit ist er durch die Betonung des Dekorativen, des bewusst Einfachen. Sein Auftreten ist der Rückschlag auf das Vielerlei, die verwirrende Detailkunst. Monumentale Linie, grosse, einfache Form, wie sie am Ausgebildeten seine beiden frühesten Hauptwerke, der «Wächter des Paradieses» und die «Innocentia» verkünden: eine mächtige Vertikale und eine breite, massige Horizontale, die sich in hartem Winkel schneiden. Gewiss, diese Einfachheit ist bewusst, sie ist gesucht und tritt viel zu stark an uns heran, die Absicht ist viel zu offen, um nicht einen bedeutenden Teil der Wirkung zu verfehlen. So auch in der «Pietà»: Mit so formalen Künsten kommt man einem so zum Empfinden sprechenden Stoffe nicht bei, und es ist ein Zeichen künstlerischer Einsicht, dass diese Schroffheit von nun an gemildert wird: weicherer Rhythmus der Linie, Dämpfung durch die Farbe. Aber diese Vorliebe für das Einfache führt dazu, dass er so gern Symbole darstellt; denn das Symbol verlangt Einfachheit von vornherein.

Das Hauptmerkmal des Künstlers Stuck ist ein glühendes Temperament, eine wahrhaft renaissancemässige Lebenslust und Sinnlichkeit, eine mächtige Genussfreude. Er ist so wenig wie Böcklin ein Deutscher in seiner Kunst, er ist Renaissancemensch vom Schlag der Borgia und Julius oder meinetwegen Italiener, soweit dem modernen Italiener noch die Renaissance im Blut steckt. Seine Simpli-

cität ist nicht wie die griechische naiv und von einer gewissen stillen Anmut, sie ist rauschend und pathetisch; er ist einfach in der Art, wie Dante einfach ist, wenigstens im Vergleich zu Petrarca oder Pollizian, und dieses Pathos wirkt gerade um so stärker durch die Einfachheit, mit der es vorgetragen wird. Er ist aber nicht so von Anfang an: es steckt in ihm doch ursprünglich etwas Germanisches, etwas Mystisches und Grübelndes, gerade wie bei Böcklin. Es gibt Bilder von ihm mit einem seltenen Stimmungsgehalt: da wandelt Ovid im heissen Mittagsschimmer unter blühenden Bäumen, tief versunken in sich selbst, ohne einen Blick für die Schönheit des brütenden Sonnentages um sich. Selbst deutsche Märchenstimmung lebt auf in dem Prinzesschen, das sich vom Frosche erzählen lässt: «Es war einmal» —. Aber merkwürdig, je mehr sich der Kern der Persönlichkeit herauschält, desto mehr verschwinden solche Anwendungen: es ist als ob sie eine äusserliche Hülle, die er durch wiederholte Häutung abgeworfen: wenn er selbst noch einmal ausnahmsweise auf einen mystischen Stoff gerät, so wird er ins Humoristische gezogen, wie auf dem «Zauberwalde». Seine Entwicklung zeigt aufs deutlichste den Weg von Stimmungsmalerei zum Sinnlichen, zum Dekorativen. Seine Kunst ist eine männliche Kunst, neben so viel Frauenzimmerhaften, das wir zu schlucken bekommen. Allein — trotz aller Einfachheit, — eine Monumentalmalerei, wie diejenige Klingers, ist sie nicht, schon des spezifisch Malerischen, der Domination der Farbe, wegen, die sie in erster Linie erfüllt, ebenso, wie Klinger das ungleich mächtigere seelische Ausdrucksvermögen vor ihm voraus hat.

29. Dezember 1899

In unserem Zeitalter wechseln Stile und Anschauungen mit rapider Schnelligkeit: Man denke an das schnelle Verschwinden des Naturalismus. Diese Schnelligkeit, die in der Kulturgeschichte kaum ein Beispiel hat, ist wohl überhaupt nur möglich geworden durch die allgemein gewordenen historischen Kenntnisse, die Vertrautheit mit der Vergangenheit. Die Vorteile sind klar: ein ungemein reicheres Leben, grössere Tätigkeiten auf allen Gebieten, eine Erstarrung ist fast nicht möglich. Aber es ist die Gefahr, dass man lange nicht die Vorteile aus einer Richtung zieht, die man ziehen könnte, dass deshalb ein mehrmaliger Umschwung, eine Wiederholung des nämlichen Prozesses nötig wird, um zu erreichen, was früher mit einem Male möglich ward...

30. Dezember 1899

Hauptmanns «Weber»: Eine dramatisierte Novelle, das schon zu sehen an der Art der Wirkung: bei der Aufführung hat die weitaus schwierigste Aufgabe die Regie: die Belebung all der Statisten und Nebenpersonen, wenn man hier überhaupt von Nebenpersonen noch reden kann. Die Wirkung namentlich des 1. Aktes grauenhaft. — Germinal —

2. Januar 1900

Im Künstlertum wieder vor den beiden Böcklin⁵, die mir immer ein hohes, seltenes Glücksgefühl erwecken. Böcklin beginnt ja bald Mode zu werden und zu den unbedingt anerkannten Grössen zu gehören. Um so wohltätiger ist es, sich im Stillen mit ihm abzufinden und in ein persönliches Verhältnis zu ihm zu treten.

10. Januar 1900

Kainz als Franz in den Räufern — Etwas ganz unvergessliches und Unbegreifliches: diese wunderbare Feinheit und Vergeistigung in jedem Zug, jeder Mimik gleich überzeugend und psychologisch tief. Man muss ja den Franz eben einmal a priori annehmen, wie er ist und vergessen, dass ein derartiges Ungeheuer gar nicht existieren kann, viel zu gross ist für einen Menschen. Eine wunderbare Maske und Mimik: die scharfen, hagnen Züge, die durchbohrenden dunkeln Augen, die jeder Moment einen andern Ausdruck annehmen, die Stirn, hinter der man die Gedanken brodeln zu sehen glaubt, eine zerreibende geistige Arbeit beständig, ein Wühlen und Drängen von Entwürfen und Plänen. —

Kainz ist wohl Verstandesschauspieler, freilich mit ungeheurer Kraft der Gestaltung: man muss sehen, wie jeder kleinste Zug zur Abrundung des ganzen berechnet, und Wirkung tut. Es ist ein barocker Gedanke, aber er bezeichnet das Wesen seiner Kunst: wenn Lessing ein Schauspieler gewesen wäre, er hätte den Franz so spielen müssen.

Der weitaus stärkste Eindruck den ich, der in Theatersachen so blasierte, je empfangen. Sonnenthals Andenken im Moment wenigstens fast geschwunden⁶: Vielleicht auch, weil ich heute ein ganz

⁵ Es handelt sich um «Erwachen des Frühlings» und um «Gartenlaube», die Gagliardi in einer Tagebuchaufzeichnung vom 3. Juni 1899 eingehend und begeistert geschildert hatte.

⁶ Adolf von Sonnenthal (1834–1909), Schauspieler am Wiener Burgtheater und dessen zeitweiliger Direktor, war auf Gastspielen auch in die Schweiz gekommen.

anderes Verständnis für das Einzelne habe. Das fortwährende geistige Nachrechnen und Beobachten desselben ein ganz unvergleichlicher Genuss.

Im letzten Akt hat er genau ausgesehen, wie Voltaire im Alter, etwa auf der Statue von Houdon.

17. April 1900

Gestern wieder die Meistersinger, mit 2 Bayreuthern. Etwas ganz Unvergessliches! An diesem Eindruck trug nicht nur die ausnehmend grosse Rezeptionsfähigkeit Schuld, sondern auch der fast ideale Platz auf dem Balkon des 1. Ranges, wo sich Orchester und Gesang so wundervoll harmonisch verschmelzen, während man zum Beispiel im Parquett fast nur den Gesang hört. Schramm als David von ganz köstlicher Naivität. Nebes Beckmesser nicht ganz so karrikiert, wie der von Schmid in den beiden letzten Jahren, und mit viel mehr Stimme. Zum ersten Mal habe ich einen Einblick bekommen in den thematischen Aufbau der Oper, was für einen tieferen Genuss unerlässlich ist. Frappiert hat mich zum Beispiel wie, als Beckmesser im dritten Akt in Sachsons Werkstatt das Lied Walthers bemerkt und zu lesen beginnt, wie dann im Orchester das Liedmotiv ertönt, — ein ganz wunderbarer Gegensatz zum Vorhergehenden, wobei die Verwendung des Orchesters im höchsten Mass interessant ist.

Gestern auch Ibsens Volksfeind, das mich tief bewegt hat.

Einige Gedankenspäne: Problem drama, regt oft das Problem nur an, wirft die Frage auf, ohne sie zu beantworten; bald zur Aufstellung eines Satzes, wie hier (Nietzschesche Idee). Bei Ibsen das Poetische zurückgetreten hinter dem Gedanklichen, der Idee. Darum kein grosser Dichter, und nicht für die Zukunft geniessbar. Aber ganz ausserordentlich anregend für die Gegenwart.

10. Mai 1900

Vor einigen Tagen in John Stuart Mill: die Hörigkeit der Frau: sehr vorsichtig und massvoll geschrieben, etwas mit Brupbacher⁷ zusammengehalten, den ich nur in ganz kleinen Dosen geniessen kann, wenn ich nicht in die elendeste Stimmung und Welthass

⁷ Der Arzt und zeitweilige Anarchist Fritz Brupbacher (1874–1945), der sich durch seine Armenpraxis grosse Verdienste erwarb, veröffentlichte die Broschüre «Geburtshelfer Runge und die Frauen-Emancipation» (Zürich 1899).

hineinkommen soll. — Gut tut mir diese Beschäftigung mit Sozialem im höchsten Grade, wenn sie mir auch keineswegs angenehm ist, des schon erwähnten Brechreizes wegen. Sie weitet doch sehr den Horizont und bildet würdigere und freiere Anschauungen über die tägliche Umgebung. Geschworener Sozialist werde ich allerdings wohl nie werden: viel zu sehr Individualist und gehe zu sehr nach der eigenen Ausbildung aus, etwa — um einen recht kühnen Vergleich zu wagen — im Goetheschen Sinne. Die Menschen sind nun einmal nicht gleich, trotz aller Behauptungen. Freilich meine ich, was brauchen *wir* diese Ungleichheit noch möglichst zu verstärken? Lassen wir uns genügen an der geistigen Ungleichheit. Die andere, die äusserliche und äussere, die dürfen und sollen wir, uns selbst und der Menschheit zu Liebe, schon fahren lassen. Und weil er dies erstrebt, ist der Sozialismus eine in so hohem Masse notwendige Grundkraft modernen Lebens; Unrecht aber hat er, wo er auch das Geistige in seinen Kreis einbeziehen will und alles auf ein bestimmtes Niveau herabzuziehen bestrebt ist. Segnend wirkt er auch, dass er in bedeutendem Masse an der Erziehung der untern Kreise arbeitet. Aber an und für sich ist er eine Einseitigkeit, wie das Übermenschentum Nietzsches, sein Antipode, eine Einseitigkeit. Die zwei aber bilden das Kräftepaar, das unser Völker- und Staatsleben beherrscht und entwickelt.

11. August 1900

Als wir vor bald einem Jahre beim Rector magnificus den Horaz durchquälten, hätte ich nicht geglaubt, dass ich ihn so bald nachher aus freiem Antrieb und Entschluss wieder hervorholen würde. Das nicht nur, weil es eben leider beim Herrn Wirz⁸ war, sondern weil ich damals zu viel hinter dem römischen Dichter suchte. Es sind halt meistens schöne, formvolle kleine Scherze und Tändeleien, ohne tieferen Hintergrund, aber es ist doch nicht nur Kostümierung und Pose, wie es mir zu jener Zeit schien, sondern wirklich der Niederschlag einer heiteren, epikureischen Natur, die nun einmal tiefere Rätsel und Abgründe des Daseins nicht kennt, und nicht sucht, weil sie ausser ihrer Natur und Anlage liegen. Ich möchte fast sagen, er ist der Paul Heyse des Altertums. Und gerade wie Heyse: schön ist er ja doch, und des Geniessens wert. In seinen besten Schöpfungen

⁸ Hans Kaspar Wirz (1842–1914), Altphilologe und 1883–1899 Rektor der Zürcher Kantonsschule.

hat er eine Form, die sich dem Stoff anschmiegt, wie ein nasses Kleid.

Aber man soll ihn uns nicht als ein Orakel der Lebensweisheit aufdrängen wollen. Beide haben ihren Rang und ihre Berechtigung durch das feine, intuitive Form- und Schönheitsgefühl, das mich bei Horaz diesmal ganz besonders entzückt hat. Diese Sprache ist wirkliche Musik, aber ohne alle Dissonanzen. Wo sich tiefere Stimmen und ernstere Töne zu regen scheinen, sind es fast jedes Mal aus dem Griechischen übernommene Stellen, denen man das Anempfundene und nicht Erlebte nur zu deutlich anmerkt. Wie wäre denn dieses «Integer vitae» denkbar, das so düster-ernst, fast tragisch anfängt, dann in ein Anekdotchen überleitet, um mit der «süß lächelnden Lalage» zu schliessen? Die Stimmung wechselt ja mit jeder zweiten Strophe, und nicht aus künstlerischer Absicht, um des Kontrastes willen.

Nos convivia, nos proelia virginum
Rectis in iuvenes unguibus acrium
Cantamus — vacui, sive quid urimur —
Non praeter solitum leves.

20. Oktober 1900

Heute abend um fünf Uhr habe ich München zum ersten Mal betreten, — nicht mit der zitternden Freude, wie ich mir wohl vorher vorstellte: dazu war ich zu ermattet und abgesspannt, — aber mit dem Gefühl, einen ersten grossen Lebensabschnitt hinter mir zu haben. Es kommen nun die Jahre des Sichselbstbestimmens, des Sichselbererziehens, mit allen Beglückungen und allen Verantwortlichkeiten, die sie im Gefolge haben. Es kommt nun immer mehr die Zeit, wo man sich der Obhut, erst des Hauses und der Familie, dann der Schule mit ihrem vorgezeichneten Plan, entwindet, wo man sich auf sich selbst zu stellen anfängt. Wenn ich zurücksehe auf die jüngstvergangene Zeit, so ist es die tiefe Unbefriedigung, die mich immer stärker und drohender zu erfüllen begann, die mir Ansporn werden soll zu einer reichern und weiteren Tätigkeit, als sie die Gymnasialjahre mit ihrer Enge und Beschränkung gestatteten, zu einer Tätigkeit, die alle Anlagen entwickelt, die mich zu einem modernen, seine Zeit und ihre Triebe erfassenden Menschen machen soll. Diese Tätigkeit hat sich vor allem nach drei Seiten zu erstrecken: in allererster Linie nach der philosophischen und psychologischen Seite, in zweiter nach der nationalökonomischen und in dritter

Linie nach der kunsthistorischen, vor allem nach der künstlerischen Richtung hin, wozu ja hier so ausserordentlich reich die Möglichkeit gegeben ist. Die folgenden Monate werden wohl die glücklichsten und folgenreichsten des ganzen Studiums, vielleicht des Lebens sein: eine Flut von Anregungen und Anschauungen, von Gedanken und Eindrücken, die einen neuen, höhern und freieren Menschen bilden sollen, der über die nächste Umgebung hinaus erkennt, was von Bedeutung und Einfluss für uns ist.

Die späteren Jahre werden das immer schwerer und schliesslich fast unmöglich machen. Die Wissenschaft, so, wie sie nun einmal heute betrieben wird, fordert Konzentration und Beschränkung auf das Fach. Aber es wäre ein Vergehen an mir selber, diesem Drang schon jetzt nachzugeben, und ich hoffe, dieser Trieb nach dem Allgemeinen, nach dem Beherrschen verschiedener Gebiete, wird so stark in mir sein, diese unbilligen Forderungen soweit als möglich abzuwehren, wie es bisher geschehen.

26. September 1901

Ich habe heute keine wichtigere Aufgabe, als das Interesse und die Aufnahmefähigkeit für das Individuelle in mir zu stählen, mich dergestalt auszuweiten! Ich war bisher zu viel Romane, mit der Freude am Geklärten, in Form und Inhalt, mit dem Suchen nach dem In sich Geschlossenen, dem Einfach-grossen, dem Schönen: in der ästhetischen und moralischen Welt habe ich zu sehr das Vollendete geliebt und die bunte Mannigfaltigkeit der Welt, wie sie ist, verschmäht. Seit kurzem erst hat das Unfertige, das Abweichende für mich Reiz gewonnen. Ich muss diese germanische Vorliebe für die Schönheit des Unregelmässigen in mir stärken, wenn ich mich noch wesentlich entwickeln soll. Wenn ich einmal so weit bin mit Goethe zu sagen: «Wir lieben nur das Individuelle», dann kann ich erst wieder etwas mit mir zufrieden sein. In den Kinderjahren waren griechische Tempel, vollendete Renaissancebauten mein künstlerisches Ideal, ich habe viele Mühe gebraucht, um an unsern deutschen Meistern, Dürer und Holbein, etwas schön zu finden, und habe es eigentlich erst in den letzten Monaten dazu gebracht, dem fein Male-rischen, dem künstlerischen Augenblickeindruck tiefere Reize abzugewinnen und meine Befriedigung dabei zu finden. Möchte sich dieser Wandel nun auch ein Mal im Verhältnis zur übrigen Welt einstellen: die Lust zur Betrachtung des nur einmal Existierenden, etwas vom Geiste Dürers für die bildenden Künste glaube ich mir

erworben zu haben, nun auch etwas vom lebendigen Weltsinn des jungen Goethe: Nicht mehr so ängstlich nach Idealen suchen, «Menschen» mit der Laterne aufspüren, sondern Auge und Ohr auf tun, vom einen dies, vom andern jenes annehmend, sich selber mit jedem Blick bereichernd, wachsen.

22. April 1902

Sechseläuten: Leider fehlte mir die geistige Frische um die Eindrücke voll aufzunehmen, die das Zusammenströmen solcher Menschenmassen bringt: und doch hat man so selten Gelegenheit zur Beobachtung der untern Volksstände; besonders in der Zeit ihrer Erholung!

28. April 1902

Ein Stocken der innern Entwicklung: nicht vorwiegend Trägheit und Lässigkeit, obwohl diese im Spiel ist; dann durch das Aufhören der regelmässigen Tätigkeit, während doch enorme Ansprüche an die Qualität der zu leistenden Arbeit geblieben sind. So ergibt sich ein unglückseliges, verbitterndes, schwächendes Missverhältnis von Wollen und Vollbringen; ein immer unberechtigter werdendes Selbstgefühl bleibt, und dabei doch das nur zeitweise verdeckte Bewusstsein, wie unmotiviert dieser geistige Hochmut ist. Die fruchtbare Beschäftigung verwandelt sich immer mehr in ein tief sein sollen-des Grübeln über nicht zu erforschende Gegenstände und Verhältnisse; die an sich begründete Missachtung rein stofflichen Wissens und Lernens führt in dieser geistigen Trockenzeit und Sommerdürre zu einer gänzlichen Vernachlässigung. Das Verhalten gegenüber den Andern ist launisch, bald herrisch selbstbewusst und stolz, bald unwirsch und verdrossen, vor allem mit sich selber. Die äussere Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit des Verkehrs steigt.

Dazu der Mangel an körperlicher Bewegung; bei dem trägen Herumsitzen und -schleichen, bei dem Mangel an geistigen und körperlichen Stimulans ergeben sich wohl auch Circulationsstörungen. Dann mit Semesterbeginn Willenskrampf und Arbeitsüber-spannung, die lang vorbereitete Schlaflosigkeit setzt ein und so weiter, und so weiter. Die Enttäuschungen der neuen Eindrücke etc. etc. Der einzige Vorteil, dass ich meine physische Konstitution kennen gelernt habe, und diesem kargen Leiblichen nun das grösst mögliche Geistige abzulocken suchen muss. Diese Erforschung übrigens noch lange nicht vollendet.

29. und 30. April 1902

Zwei Tage ziemlich stumpfsinnigen Arbeitens am Vortrag⁹, der nun wieder über alles Mass flach und mittelmässig und schafsköpfig wird, aber zweifellos sehr gefallen wird. Der Stil ist kostbar und würde einem Reporter Ehre machen, und die Auffassung ungemein korrekt, ganz von Hertzberg¹⁰ inspiriert. Die Mommsenphotographie, die dem Gesudel zugesehen hat, mag sich sehr gefreut haben; das Gesicht verzieht sich ganz grimmig und die dünnen Haarsträhne sträuben sich artig.

1. Mai 1902

Das Beste an der Schmiererei ist, dass sie mich veranlasst, die Mark Aurelstatue näher anzusehen: nach meinem Gefühl der vollendete Zusammenschluss von Pferd und Reiter, der sich denken lässt: das schwere, kräftige Tier und der freundliche, leicht bewegte Mann darauf, der mit milder Gebärde und leisen Kopfneigen Beruhigung und Gewährung zunickt. Alles herzliches Wohlwollen, ohne schwächliche Güte, ohne Betonung der Majestät, und so auch harmonisch sich ergänzende Linien, und reiche, ruhige Formen. ...

30. Mai 1902

Wunderbar schöne Sommertage mit glühender Sonnenhitze, tief blauem Himmel und Wasser und seltenem weissem Streifengewölk. Ich genieße das alles ganz durch, mit innerer Ruhe, Frieden und Wohlsein, wenn auch noch nicht mit der Konzentration und Intensität, die ich mir ersehne. Wie wenig vermag doch unser Wünschen und Wollen über gegenwirkende Verhältnisse! Meine Kopfnerven beruhigen sich, der Schlaf wird besser unter der Einwirkung freundlicher Erlebnisse. Was ist doch dieses Nervenleben für ein sensibles Ding, von Wetter und Stimmungen zu beeinflussen, dass es kaum glaublich. Man muss die beständig wechselnden Krankheitszustände gekannt haben, um das ganz zu sehen. Der gesunde Mensch gerät zu leicht in eine plumpe Robustizität, im Geistigen: Philistrosität hinein und meint, einem kranken, aus dem Gleichgewicht geratenen Gehirnleben mit Wasser etc. zu helfen.

⁹ Seminarvortrag über die Antoninischen Kaiser bei Prof. Gerold Meyer von Knonau.

¹⁰ Gustav Hertzberg (1826–1904), Althistoriker in Halle, Verfasser zahlreicher, z.T. kompilatorischer Werke.

7. Juni 1902

Am Tag weniger frisch, von gelehrtem Kram angekränkt: so habe ich mir Ed. Meyers Geschichte des Altertums I geholt, um das Fundament für die griechische Geschichte zu haben, und wieder den Hintergrund. Werde ich die Ausdauer haben, mich in diese Aegyptio-, Assyrio-, Hebräo- und Persiologie unterzutauchen und den *tief* unten liegenden geistigen Schatz heraufzuheben? In der zum Teil sonderbaren Einleitung hat mich ein freilich sehr alter Gesichtspunkt äusserst stark angesprochen: Geschichte und historisches Leben als Individuation, zuerst des Volkes und Stammes, und immer mehr auch des Einzelnen; und der verschiedene Verlauf dieser Entwicklung: das Erstarrtbleiben im Volkstypus, wie bei Aegypten; und dann in Griechenland in der grossen Zeit wieder das Streben, die *Nation* als solche zu individualisieren und vom Barbarismus zu scheiden, aber dabei die ungeheueren Kräfte, die auch auf die Losreissung des *Individuums* vom Gesamttypus des Hellenentums hineindrängen. In der Grosszeit halten sich beide Triebe die Wage, und für diese Periode wird man gerade den Persönlichkeitsdrang nicht zu einseitig betonen dürfen; aber dann verliert das Kräftepaar sein Gleichgewicht, und der Individualismus zersetzt erst das Ganze, und immer mehr auch den Einzelnen. Unsere Individualissimi der Gegenwart sollten einsehen, dass der Persönlichkeitsdrang nur für die Höchstbegabten, für Menschen von innerer Stärke und Selbstzucht zum Segen wird, und damit für die Welt, dass er den Schwachen und Lässlichen, den Sinnenmenschen zerstört: die Masse hat gerade genug davon, die überlieferten Werte rein zu bewahren; das 19. Jahrhundert ist aus dem Gleichgewicht gekommen, darum die vielen bitteren und schmerzlichen Existenzen. Es gibt in den sogenannten Kulturstaaten kein «Volk» mehr; die Masse ist geistig gesunken, verächtlich geworden. Der grosse Mensch von heute, der zum Höchsten aufstrebt, hat nicht mehr den sichern Boden unter den Füßen, der ihm den weitaus grössten Teil seines Werkes erst möglich macht. Sind heute noch Leistungen allerersten Ranges überhaupt denkbar, etwa wie sie Homer für die Griechen getan?

Die demokratischen Bestrebungen haben ironischerweise am meisten dazu beigetragen, das Volk, das sie materiell hoben, geistig zu verblenden. Man hat der Masse die Minderwertigkeit alles Überlieferten und den Wert alles Neuen aufgeschwätzt, sie mit platt rationalistischen, Gemüt und Charakter gänzlich vernachlässigenden Volksschulen beglückt, an Stelle der Agrar- eine schmutzige Fabrik-

wirtschaft gesetzt, und staunt, wenn man es überhaupt bemerkt, dass die Menschen um ein wenig klüger und um vieles flacher und gemütsroher und gemeiner geworden sind. Ich will die alten Zeiten und Menschen nicht einseitig rühmen, aber dass sich die Masse an andern als den niedersten Verstandeswerten gehoben hat, kann ich nie und nimmer glauben. Unsere Häuser und Gärten und Hausgeräte, der ganze Geschmack, unsere populäre Literatur, die volkstümlichen Lieder der Jetztzeit reden eine andere Sprache! Überall dieselbe Erscheinung: mutwilliges Fahrenlassen überlieferter Güter und gänzliche Impotenz, neue zu schaffen, wenn nicht rein materielle. Das ist freilich auch ein Individualismus! Es ist das Zeichen aller Flachköpfe, dass sie von den Fortschritten der Neuzeit reden, den Fröschen und Kröten ist's auch in der schmutzigsten Brühe noch wohl.

Das Volk von heute ist weder traurig, noch fröhlich; es ist verdrossen; seine Lustbarkeiten und Erholungen ohne Würde und Schönheit, seine Schmerzen nicht mehr anhaltend und tief; die Grundstimmung trostlos grau!

7. November 1902

Seit bald drei Wochen in Berlin: verstärkt hat sich mein Widerstand gegen die Gefühle des Überdrusses, der eigenen Melancholie und stumpfer Tatenlosigkeit; ich *will* frisch und jung werden und mich im Gewimmel des Lebens tummeln und umsehen. Menschen und Verhältnisse; ihre Freiheit und ihr Gebundensein; das unendlich sich Verflechtende für das Auge, lösen und verfolgen. So suche ich Verkehr auch ausser den Studentenkreisen, die mir zunächst zugänglich sind; die Kunst der Menschenbehandlung, des Sichbewegens in verschiedenen Lebenskreisen, nicht dies verhängnisvolle oder lächerliche Gebundensein an seinen eigenen...

22. November 1902

Schmoller¹¹ ist ein ganzer Mann: es war erschütternd, wie bei der Schilderung des Grossen Kurfürsten die ganze Kraft der Empfindung für den Heros sich durchbrach bis zu Thränen; erst jetzt

¹¹ Gustav Schmoller (1838–1917) war Professor der Staatswissenschaften in Berlin und wurde anfänglich als sogenannter Kathedersozialist angefochten. Er bemühte sich um ein verwaltungs- und sozialhistorisch vertieftes Verständnis der preussischen Geschichte.

kann ich das Denkmal Schlüters verstehen und lieben. Wie dies Menschenbild Schwung, Kraft und Zutrauen auf Andere überströmen kann.

23. November 1902

Nach einer greulichen Nacht ein schöner, stiller Tag im Grunewald und am Havelsee; nach der Stadt- und Vorstadtschmutzerei, die man wochenlang mitmacht, nun auf grauem Sand- und Heideboden und unter schlanken Föhrenwipfeln. Wenn der Tegelsee am Mittwoch noch Vorfrühlingsstimmungen wecken konnte, war heute bei geringerer Kälte der Eindruck ein winterlicher: Reif, feine Nebel, die die Ferne einhüllten und das eintönige Bild des gefrorenen Sees. Das Fehlen des Wassers und der kräftigen Farbe gab der Landschaft etwas Totes, dem man erst nach und nach die Reize abgewann; die monotone Schönheit in den Nebelfernen, die weissen Baumkronen, die sich auf dem Hügelkamm abzeichneten; das matte Glänzen der weisslichen Sonne auf den weiten Eisflächen. Rabengekreisch, Mövenflüge, die langen Züge der Lastschiffe, die ein kleiner Dampfer havelaufwärts zog, brachten das bisschen Leben hinein.

21. Dezember 1902

Zwei Stunden im Gewühl der Leipzigerstrasse, des Weihnachtsmarkts- und Strassenverkaufs. Dies Berlin ist doch ganz unglaublich interessant. Welche Fülle der Existenzformen und sozialen Erscheinungen; die Leidenschaft der Menschenbetrachtung kann man doch nur in der Grossstadt recht fühlen.

27. Dezember 1902

Wölfflin, ich kann nicht sagen, dass mir dieser kühle, abwägende Mensch sympathisch sei.

3. Januar 1903

Besuch von Sievers¹², gemeinsamer Museumsbesuch: vor allem hat er mir über die alten Vlamen in manchem die Augen aufgetan oder früher gefasste Anschauungen bestätigt... Dann hat er mir die Landschaft auf dem Genter Altar nähergebracht, ferner den grossen Altar des Rogier... Ein wahrhaft erquickender Gegensatz zu mir,

¹² Zu Johannes Sievers s. unsere Einleitung.

und das macht mir diesen Umgang so lebendig und erfrischend; und dabei doch so viel gemeinsame Ideale: G. Keller, Hebbel, Böcklin, Wagner etc., vor allem diese unerschöpfliche Lust an verfeinertem Augengenuss, rein um seiner selbst willen – eine relative Missachtung des Literarischen am Studium. Auch als Kunsthistoriker wird er bei der strengen, guten Schule, die er schon besitzt, seine Zukunft haben müssen. Ich bin immer ganz glücklich nach solchem Zusammentreffen und habe heute Nachmittag einen grossen Aufschwung der Beobachtungsfähigkeit gefühlt.

4. Januar 1903

... auch mir ist ein grosses Glück auf dem Wege begegnet: heute bin ich beinahe sechs Stunden bei Sievers gewesen und dem ganzen Zauber hingegeben, mich wieder einmal *ganz* mit einem Menschen zu verstehen! 'Wenn ich mit anderen, selbst vernünftigen Menschen spreche, wieviel Mitteltöne fehlen, die bei Dir alle anschlagen...' (Goethe an Frau von Stein). Nicht das viele Schöne, das ich bei ihm sah, haben mich so ganz an ihn gefesselt, sondern die Frische und Liebenswürdigkeit seiner Natur, die Munterkeit und Feinheit des Geistes: da muss man lieben, schon um nicht neidisch zu werden.

12. Januar 1903

Es ist doch eigentlich eine schwere Aufgabe, Hochschullehrer zu sein: die Jugend ist der voreiligste, anmasslichste und undankbarste Richter!

19. Januar 1903

Cassirer¹³ – Ed. Munch: ganz wüste Schmierereien, in denen hie und da ein frisch wiedergegebenes Köpfchen auftaucht. Was soll aber das übrige Unkrautbeet bedeuten?

Nachmittags: Mausoleum Charlottenburg; jede Vergrösserung eine Verpfuschung, und die letzte, die Ärgste. Schon aussen, wie zwei halb ineinander geschobene Schachteln. Schon das einfache blaue Licht eine bedenkliche Sache, und erst die Kreuzung mit gelbem; die violetten Reflexe auf dem Luisensarkophag verhindern jede pla-

¹³ Der Kunstsalon von Carl Cassirer (1871–1926) war damals führend in moderner impressionistischer und nachimpressionistischer Kunst. Nach einer Bemerkung von Johannes Sievers hat Gagliardi sein scharfes Urteil über Munch revidiert.

stische Ruhe. So ist das Werk schwer zu geniessen. Zweifellos überschätzt, aber ein edles Bild des Todes und der edlen Fürstin würdig. Das Schloss, ein effektvolles Ganzes, die Kuppel in «Baroccoco», wie mein Freund Sievers so schön sagt, etwas theatermässig, sie hält aber den ausgedehnten Bau vortrefflich zusammen, wenn sie auch den schönen, würdevollen Mittelbau Schlüters erdrückt, und diese Sicherheit des dekorativen Verhältnisses ist beneidenswert.

14. Februar 1903

Die Tätigkeit des Historikers ist der des Bildhauers verwandt: auch er muss vor allem die Gelenke freilegen, in denen sich das Leben einer Gestalt und eines Volkes bewegt, er hat Proportionen innezuhalten in dem, was er unseren Augen zeigen will, die im Thema jeweilig liegen. Bringt er Detailkram und verwirrt die Klarheit des Ganzen, so hat er bloss Handwerksarbeit geleistet. Das künstlerische Moment der Geschichtsschreibung besteht vor allem in dieser *Klärung*, und wenn wir im Künstlerischen der Historie nicht hitzige Rhetorik und Bilderfülle verstehen, so werden wir mit einem Mal einsehen, wie ganz es ein Lebelement der Historie bildet, wie es gar nicht zu entbehren ist. Es gibt keine grössere Versuchung für die historische Darstellungskunst, als im Detail nicht Mass zu halten!

19. Februar 1903

Heute Mittag zur grössten Überraschung Mommsen gesehen, was ich gar nicht hoffen konnte! Ein Schauer, als ob ein ganz anderes Wesen als wir alle, hier für einen Augenblick sichtbar wurde, und das ungeheure Alter dieses rätselhaft zähen Mannes wurde durch die äusserste Gebrechlichkeit der Erscheinung, den mühsam gebeugten, unsichern Gang lebendig. Die geniale Bildnisskizze Lenbachs in der Nationalgalerie ist doch ausserordentlich ähnlich!

27. Februar 1903

Nachtspaziergang in der verregneten Stadt: wie die hundert gelben und glühend roten Lichter auf dem nassen, glänzenden Boden sich spiegeln!

2. März 1903

Abschiedsvorlesung von Wölflin: ohne sehr grosse Schmerzen. Was mich vor vier Jahren förderte, hat mich heute vielleicht ge-

hemmt, am selben Entwicklungspunkt festzuhalten. Ein Mangel an Temperament, eine gewisse Erstarrung in gewohnten, täglich produzierten Gedankengängen, scheint unverkennbar. — Tiergarten Spaziergang in der bleichen Abenddämmerung. Die blätterlosen Baumkronen mit den feinen Verzweigungen haben vor dem farblos-blassen Abendhimmel, in den sie überfließen, etwas wunderbar Immaterielles und von Schwere und Körperlichkeit Gelöstes.

7. März 1903

'Zukunft'!! Wilhelm II. von Harden, sicher in der Grundauffassung von Wilhelms II. Geistesgrad richtig. Als Kopf ein begabter weit lenksamer und Einflüssen zugänglicher als jemand glaubt; Dilettant in allem; der Schwerpunkt liegt durchaus in der heftigen Schnellkraft des Willens, alles Mögliche anzupacken, um das Meiste schliesslich fahren zu lassen.

Ohne Datum – nach 11. März 1903

Wunderbare Abschiedsstimmung dieser Tage. Das hängt sich an so vieles, was es bisher kaum bemerkt, kaum des Übersehens wert gehalten. Das Gewimmel der Strasse und die Stille des Parks redet nun mit ganz anderen Stimmen zu dem Scheidenden als zu dem, der zu all' und jedem immer noch Zeit und bessere Stimmung zu finden glaubte. Nie wird jeder kostbare Augenblick so dankbar erlebt und gern von der Erinnerung festgehalten, nie das Lieblingsbild und der Lieblingskünstler im Museum genossen und überlegt, als im Moment des Verlierens. Uns ist ja so schmerzlich klar, wie bald alle Erinnerungsbilder sich verwischen, Kontraste und Umrisse allgemein und undeutlich werden. Gleich einer Photographie, die am Sonnenlicht immer mehr von der Frische des Tons und der Lebensfülle und -Schärfe des einzelnen verliert.

Wunderbarer Tag in Sanssouci. Einleben in die Roccocozeit in Architektur, Innenraum, Möbel, Gemälde und Park.